

## **Spurlos verschwunden**

Dunkles, kaltes Germanien. Nur schwach dringt die Sonne durch das gigantische Meer aus Bäumen. Still der Rhein im Nacken, stummer Wächter, stummer Zeuge. Die Fackeln, sie brennen auf den Türmen. Mauern aus Feuer, schützendes Bollwerk. Jene auf der anderen Seite sind zornig. Wie Wasser fließt ihr Groll über die Palisaden und füllt den Graben. Noch hält der Wall dem Groll stand. Sie rüsten sich zum Angriff. Sie schlagen die Siegesrunen in den Stein.

Noch ist die Nacht still. Die Nacht gehört uns, die Nacht und das freie Feld. Die Dämmerung gehört ihnen, sowie der Nebel, der Sumpf und das Dickicht. Lautlose umherhuschende Schatten sind sie, schwerer zu fangen als Rauch, tapfere starke Krieger, getrieben von einem unersättlichen Durst nach Freiheit.

Das Land ist auf ihrer Seite. Das Land gehört zu ihnen. Wir verstehen es nicht, sind Fremde, Eindringlinge, Feinde.

Schon vor vier Tagen hätten die Truppen des Varus den Limes erreichen müssen. Sie hatten einen Umweg gemacht, hatten einige Aufständische niederschlagen wollen. Dann waren die Stimmen der Boten verstummt. Noch bis zum Morgengrauen werden wir warten. Dann müssen wir hinter die Mauern, dann müssen wir sie suchen.

Noch steht der Mond am Himmel. Aber seine Farbe verblasst. Es dauert nicht mehr lange. Die Knechte satteln die Pferde schon. Nur die stärksten Tiere nehmen sie. Der Weg wird hart, der Weg wird weit. Wir wissen nicht, wo wir sie suchen müssen. Wir wissen nur, wir müssen sie finden. Die Soldaten werden schon unruhig, raunen Worte wie ‚Hinterhalt‘ und ‚Verrat‘.

Am östlichen Horizont zeigt sich ein gräulicher Schimmer. Morgengrauen. In Germanien passt dieses Wort. Der Morgen ist grau, der Morgen ist die Stunde des Grauens, die Stunde, in der die Feinde im Vorteil sind. Doch in diesem Morgen liegt auch etwas von der fernen Röte, die man in Rom zu finden vermag. Aber nur auf den ersten Blick wirkt sie gleich. Zu tief ist ihre Farbe, zu wenig lieblich. Es ist ein dunkles

bedrohliches Rot, das sich durch den grauen Schleier brennt. Es ist ein bedrohlicher Morgen.

Der Oberste tritt heraus. Es ist so weit. Wir folgen ihm. Wir folgen ihm zu den Pferden. Blutrot färbt der Sonnenaufgang unsere Kleidung. Die Zurückbleibenden öffnen das Tor in der Palisade.

Wir treiben die Pferde hindurch. Die Tiere sind unruhig, unruhig wie wir. Fremder, feindlicher Boden liegt zu unseren Füßen, liegt unter den Hufen der Pferde. Das Tor, das Loch in der Mauer, schließt sich hinter uns.

Es gibt kein Zurück mehr. Wir müssen nach vorne sehen ins Unbekannte.

Hier gibt es keine Straßen, die Zivilisation liegt hinter uns. Die Natur ist fast unberührt, nur die schmalen Pfade zeugen von menschlichen Bewohnern. Sie beobachten uns. Ihre Späher sitzen in den Wipfeln und sehen auf uns herab. Wie Pfeile dringen ihre Blicke in unsere Rücken. Noch lassen sie uns passieren. Noch bleiben sie regungslos. Sie sind wütend auf uns. Sie wollen nicht, dass wir hier sind. Dies ist ihr Land. Auch das Land zwischen dem Limes und dem Rhein ist ihr Land gewesen. Wir haben es ihnen genommen. Sie wollen es zurück. Sie sind bereit dafür zu töten. Sie sind bereit dafür zu sterben.

Der Morgen ist still, kein Vogel singt. Lautlos wallt der Nebel über dem Boden. Es braut sich etwas zusammen.

Noch immer keine Spur von Varus' Männern. Es ist, als hätte der Wald sie verschluckt, als hätten die Bäume sie verschlungen, als hätte es sie gefressen, das dunkle kalte Germanien.

Die Pferde sind immer noch unruhig. Die Meilen ziehen unter uns dahin. Die Sonne steht jetzt am Himmel. Der Tag ist immer noch trüb.

Erinnerungen kehren zurück, Erinnerungen an vergangene Schlachten. Alte Wunden beginnen zu schmerzen, das Erlebte kehrt zurück. Schon einmal waren wir in diesen Wäldern. Schon mehr als einmal haben wir unter Germaniens Baumkronen gekämpft. Hatte es doch den Anschein gemacht, als ob dieses Ringen ein Ende hätte, als hätten wir den Kampf für uns entschieden. Nun wirkte es, als ob alles von vorne begann. Blut an den Bäumen. Wie damals haftet es an der rauen Rinde der Eichen.

Spuren im Waldboden. Die Blätter sind aufgewühlt. Ein Kampfplatz liegt vor uns. Unser Oberster gibt ein Zeichen die Schritte der Pferde zu verlangsamen. Die Späher der Germanen sitzen uns noch immer im Nacken. Die Speermänner, sie lassen nicht locker. Von Varus' Männern kein Lebenszeichen. Die Kampfspuren nehmen zu. Unsere Unruhe auch. Angst hat sich zu ihr gesellt.

Dort, dort vorn ist etwas. Etwas Glänzendes liegt zwischen dem zerbrochenen Geäst. Einer unserer Männer treibt sein Pferd darauf zu.

Er zückt seine Klinge es empor zu heben. Ein Schauer fährt über unsere Rücken. Wie erstarrt blicken wir auf die leeren Augen der silbernen Maske. Einer von den unseren, ein Römer, ein Mann des Varus ist es gewesen, der sie getragen, der sie verloren hatte. Wo ist er nun?

Gemurmel erfüllt die Luft. Nicht wir sind es, die sprechen. Fremde Zungen sind es, die reden. Worte hart, als hätten sie Äxte geformt, dringen zu uns herüber. Wir lenken unsere Pferde enger zusammen. Wir müssen weiter. Furchtsam treiben wir die Tiere voran.

Die Kampfspuren haben wir hinter uns gelassen. Die Feinde sind immer noch da. Ihre Zahl steigt an. Wir versuchen schneller voran zu kommen. Es gelingt uns nicht. Sie holen auf. Wir müssen die Männer des Varus finden. Doch es gibt keine Spur mehr. Wir müssen zurück. Wir können nicht zurück. Man versperrt uns den Weg. Wir müssen weiter nach vorn. Vor uns liegt das Moor.

Wir beginnen zu verstehen.

20.000 Mann, das Heer des Varus, *spurlos verschwunden*.

Nebel quillt aus dem feuchten Grund. Die Stimmen zwischen den Bäumen schweigen. Totenstille erfüllt die Luft.